

In Istanbul ging am Freitag still und leise die UN-Konferenz zur Lage in den ärmsten Ländern der Welt zu Ende

„Wieder eine vergeudete Generation“

Von Konstanze Walther

■ Die Vereinten Nationen tagen alle zehn Jahre zu den Ärmsten der Welt.

■ NGO-Vertreter Coates kritisiert „leere Phrasen“ und sieht zu wenig Engagement.

Istanbul/Wien. „Es ist eine unglaublich vergeudete Möglichkeit“, sagt Barry Coates. Denn das nächste Mal gibt es ein solches Treffen erst wieder in zehn Jahren. Und man hat sich diesmal zu nichts verpflichtet, was substanziell wäre – oder Leben retten könnte. „Das heißt, die ganze kommende Dekade ist vergeudet. Damit vergeudet man auch eine ganze Generation. Und ich habe so gehofft, dass es diesmal anders wird, weil die Lage immer schlimmer wird.“ Barry Coates war für die NGO Oxfam bei den Plenarsitzungen in Istanbul dabei.

Fünf Tage hatten die Nationen, die sich zu solchen Anlässen „vereint“ nennen, Zeit. Von Montag bis Freitag traf man sich in der Türkei zur mittlerweile vierten United-Nations-Konferenz, die der Lage der ärmsten Länder der Welt gewidmet wird.

Die Liste der „Least Developed Countries“ wurde 1971 von der UNO kategorisiert. Man wollte je-

ne Länder zusammenfassen, die nicht nur unter außerordentlicher Armut leiden, gepaart mit strukturellen Problemen und „oft mit einem geographischen Handicap“ ausgerüstet, heißt es auf der Internetseite der UN. 1971 identifizierte man 25 Länder als „die ärmsten und schwächsten Teilnehmer der internationalen Gemeinschaft.“ Man überlegte und versprach Hilfe. Vierzig Jahre und vier UN-Konferenzen später ist die Zahl der ärmsten Länder nicht zurückgegangen. Im Gegenteil: Sie hat sich mit nunmehr 48 Staaten fast verdoppelt.

Steigende Rohstoffpreise und Klimawandel

Und die Lage wird in diesen Ländern – es handelt sich dabei vor allem um afrikanische Länder (oft ohne Meerzugang) und kleine Inseln im Pazifik – immer schlimmer. „Wir haben uns gedacht, dass mit der UN-Konferenz in Istanbul endlich mobilisiert wird, und dass die Unterstützung für diese Länder vervielfacht werden würde. Aber es blieb in der Abschlusserklärung bei politischen Statements ohne Verpflichtungen. Lediglich ein Impfprogramm hat man verabschiedet“, meint Coates im Gespräch mit der „Wiener Zeitung“.

Dabei sind 2010 die Nahrungsmittelpreise teilweise um 70 Prozent angestiegen, was für Men-



Das 13-jährige Waisenkind Thach Chanthy sucht nach Plastik in einer Müllhalde in Phnom Penh. Kambodscha stellt mit Myanmar, Osttimor und Laos den südostasiatischen Teil der UN-Liste. Foto: Reuters

schen, die ohnedies mehr als die Hälfte ihres Einkommens für Nahrung ausgeben, eine Katastrophe bedeutet. Zudem liegen all diese Länder in Zonen, in denen der Klimawandel am deutlichsten seine Auswirkungen zeigt. Dürreperioden, Ernteauffälle und Wassermangel sind die Folge, wie etwa in Äthiopien (siehe Reportage unten). Oder sie werden aufgrund des ansteigenden Meeresspiegels vom Ozean verschluckt. Die Pazifik-Insel Tuvalu kämpft derzeit noch gegen erodierende Böden und Überschwemmungen, aber schon in 20 Jahren könnten laut Forschern die letzten Atolle vom Meer überdeckt werden.

Einige Medien feierten den Ausgang der UN-Konferenz als Er-

folg. Man hätte ein ambitioniertes Programm auf 49 Seiten verabschiedet. „Wenn die Industrienationen ihre Hilfszusagen leisten, könnte Entwicklungshilfe in den nächsten 10 Jahren verdoppelt werden“, sagte Cheick Sidi Diarra, Hoher Repräsentant jener ärmsten Länder. „Diese nicht-verpflichtenden Zusagen haben sie auch in der Vergangenheit nicht eingehalten“, meint Coates bitter. Wahr ist, dass im Schlusswort kein Wort darüber verloren wird, woher dieses Geld konkret kommen könnte. „Es bräuchte Handelserleichterungen und Schuldenerlässe und Maßnahmen gegen den Klimawandel“, meint Coates.

Auch der Hohe Repräsentant räumt ein, dass die finanziellen

Hilfen wahrscheinlich nicht seitens der Staaten kommen werden, da die Industrienationen noch immer mit den Nachwirkungen der Finanzkrise kämpfen würden. Deswegen liege die Zukunft in Direktinvestitionen und generell in der Privatwirtschaft.

Industrienationen lecken Wunden der Finanzkrise

In den nächsten zehn Jahren soll die Zahl der ärmsten Länder auf der UN-Liste halbiert werden. Realistisch? „Es gibt ein starkes Bekenntnis, dass es Fortschritte geben soll“, sagte ein vietnamesischer Delegierter. Aber: „Wir können jetzt noch nicht sagen, ob dieses Engagement auch zu konkretem Handeln führen wird.“ ■

Mohammeds Ziegen verdursten

Von WZ-Korrespondent Philipp Hedemann

■ Der Südosten Äthiopiens wartet seit sieben Monaten auf Regen.

Addis Abeba. Über sechs Stunden ist Mohammed Ali mit seinen 35 Kühen und 70 Ziegen durch die staubtrockene Savanne marschiert, bis er kurz vor der somalischen Grenze endlich das Wasserloch erreichte. Der Nomade unterdrückte mit einer Backe Khat den schlimmsten Durst, seine Tiere mussten ohne die Kaudroge auskommen, stürzten sich laut muhend in die trüben Fluten. Im Südosten Äthiopiens hat es über sieben Monate nicht geregnet. In dem Land, in dem vor 26 Jahren über eine Million Menschen verhungerten, droht neue Not.

„Ich komme jeden zweiten Tag mit meinen Tieren zum Wasserloch, und jedes Mal gibt es weniger Wasser. Ich habe Angst, dass es bald ganz austrocknet. Dann sterben erst die Tiere, dann . . .“ – der Vater will den Satz nicht zu Ende denken. Bei der letzten Dürre

vor drei Jahren verlor der 65-Jährige zehn Rinder – und Tiere, seine Familie, sein unerschütterlicher Glaube an Allah und eine Handvoll abgegriffener äthiopischer Scheine sind das Einzige, was Mohammed Ali hat. Von den schmutzigen Scheinen steckt er dem Wächter des Wasserlochs einige zu.

Nachdem Mohammed und seine Männer sich von der selben braunen Brühe wie ihr Vieh sattgetrunken haben, machen sie sich wieder auf den Weg. Sechs Stunden Marsch durch die Steppe liegen vor den Nomaden. Hyänen und Schakale werden ihnen folgen, doch noch sind Männer und Tiere stark genug.

Noch. Übermorgen werden sie sich wieder auf den Weg zum Wasserloch machen, Männer und Tiere werden dann wieder ein Stück tiefer herabsteigen müssen, um das braune Wasser zu erreichen.

„Es werden wohl nicht nur Tiere sterben“

„Ich kann nicht den Notstand ausrufen. Das kann nur die Regierung in der Hauptstadt Addis Abeba. Aber wenn es nicht bald

regnet, werden wohl nicht nur Tiere sterben. Wir brauchen mehr internationale Hilfe“, sagt ein Beamter in der von der Dürre am schlimmsten betroffenen Somali-Region. Aus Angst vor Repressalien will er seinen Namen nicht in der Zeitung lesen.

Selbst die Wolken über Mohammed Ali sehen so aus, als würde aus ihnen eher Staub als Regen fallen. „Wir beten jeden Tag zu Allah. Wenn wir es uns leisten können, opfern wir ihm eine Ziege. Irgendwann muss es doch einmal regnen“, sagt der strenggläubige Nomade, der noch nie etwas vom Klimawandel gehört hat. Die mit Hochleistungscomputern berechneten Langzeitprognosen geben den Gebeten Mohammed Alis wenig Chancen.

Äthiopiens Ministerpräsident Meles Zenawi hatte 2010 angekündigt, dass sein Land in fünf Jahren nicht mehr auf internationale Lebensmittel-Hilfslieferungen angewiesen sein möchte. Unabhängige Experten glauben, dass dieses Ziel in dem Land mit der rasant wachsenden Bevölkerung kaum erreicht werden kann. Die äthiopische Re-

gierung setzt unter anderem auf die Verpachtung riesiger landwirtschaftlicher Flächen an ausländische Investoren – doch ein Großteil der Ernten wird sofort aus dem zwölftärmsten Land der Welt exportiert.

3,2 Millionen Menschen werden laut Berechnungen der äthiopischen Regierung im ersten Halbjahr 2011 auf Lebensmittelhilfslieferungen angewiesen sein. Vertreter von Hilfsorganisationen, die anonym bleiben möchten, glauben, dass die echten Zahlen viel höher sind, dass die Regierung die Zahlen wissenschaftlich geschönt hat, um zu zeigen, dass die seit Jahrzehnten ins Land fließenden Entwicklungshilfe-Millionen auch ankommen.

Das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen (WFP) versorgt derzeit rund zwei Millionen der offiziell 3,2 Millionen Hilfsbedürftigen mit Lebensmitteln. Teilweise müssen Kriegsschiffe der Nato die mit Getreide beladenen WFP-Schiffe durch die piratenverseuchten Gewässer bis in die Häfen Dschibuti und Nordsomalias begleiten, von dort geht es auf staubigen Pisten weiter.



Mohammed Ali vor dem Wasserloch. Foto: Hedemann

Doch auch auf dem Land sind die UN-Transporte nicht immer sicher. Zum Schutz vor Terroristen und Rebellen werden manche Hilfslieferungen von schwerbewaffneten Soldaten begleitet. 88.000 Tonnen Getreide, 10.000 Tonnen Hülsenfrüchte, 11.000 Tonnen Spezialnahrung für Alte, Kranke, Kinder und stillende Mütter und 3000 Tonnen Öl wollen die UN-Leute bis Ende Juni verteilen. Kosten: mehr als 65 Millionen Euro.

Doch führen die teuren Hilfslieferungen die Bauern und Nomaden nicht in ewige Abhängigkeit? „Nein“, sagt George Fedah, Chef des WFP-Programms in der Somali-Region. „Die Hilfsliefe-

rungen erfolgen lediglich in Notzeiten, wie jetzt, während der Dürre. Sobald die Menschen wieder für sich selbst sorgen können, erhalten sie von uns auch keine Lebensmittel mehr.“ Auch wenn die an extreme Trockenheit gewöhnten Bewohner der Region sagen, dass sie sich kaum an eine schlimmere Dürre erinnern können, glaubt George Fedah, dass eine Hungersnot wie 1984/85 sich nicht wiederholen wird. „Die Katastrophe traf damals alle unvorbereitet. Die äthiopische Regierung und die Hilfsorganisationen haben mittlerweile Vorkehrungen getroffen, um das Schlimmste zu verhindern“, sagt der erfahrene Entwicklungshelfer. ■